

Jens Greve

Replik zu Gregor Bongaerts und Rainer Schützeichel*

Gregor Bongaerts und Rainer Schützeichel bin ich zu großem Dank und dem Bemühen um eine adäquate Antwort verpflichtet und sehr gerne komme ich diesen Verpflichtungen nach. Beide Kritiken sprechen zentrale Fragen an das Programm des Reduktiven Individualismus (RI) an, die zugleich einige fundamentale Probleme der allgemeinen Sozialtheorie berühren. Beide drängen zudem zu Recht auf Präzisierungen der beiden definierenden Begriffe des Programms und schließlich skizzieren beide jeweils eine Alternative zum vorgeschlagenen Konzept.

Ich beginne mit einigen allgemeinen Bemerkungen zum RI und gehe dann auf eine Reihe von spezifischeren, zum Teil natürlich zusammenhängenden Fragekomplexen ein, um mit einigen Rückfragen bezüglich der skizzierten Alternativen zu schließen.

Schützeichel bemerkt zu Recht, dass die Rechtfertigung des Programms des RI nicht unerheblich »ex negativo« verläuft, also als Kritik an bestehenden Sozialtheorien (103). Tatsächlich gilt nämlich für viele sozialtheoretische Ansätze, dass sie sich basal in einer Spannung befinden, von der zu zeigen ist, dass sie keinen Widerspruch bildet. Diese Spannung besteht zwischen der Annahme, dass das Soziale einerseits immer von Akteuren getragen werden muss, andererseits aber über eine gewisse Autonomie verfügt.¹ Gerade weil diese Position weit verbreitet ist, muss man sich fragen, wie diese Annahme überhaupt gerechtfertigt werden kann. Wenn es, um eine gelungene Formulierung von Rainer Greshoff (2016: 167) aufzunehmen, darum zu tun sein muss, funktionierende von nicht-funktionierender Sozialtheorie zu unterscheiden, dann kann diese Frage nicht offen gelassen werden. Bereits in meinem Buch habe ich darauf hingewiesen, dass die entsprechenden Fragen sich nicht ein für alle mal entscheiden lassen werden. Immer hängen Argumentationen von Prämissen ab, die selbst problematisiert oder verändert werden können – in der Regel hängen sie zudem von vagen Begriffsdefinitionen ab, was die Arbeit zusätzlich erschwert.

* Anmerkung der Redaktion: Die Seitenzahlen in einfachen Klammern beziehen sich auf die vorangehenden beiden Beiträge bzw. auf den besprochenen Band *Reduktiver Individualismus*.

1 Exemplarisch: »Das Substrat der Gesellschaft ist die Gesamtheit der assoziierten Individuen« (Durkheim 1985: 71), bei Margaret S. Archer (1995: 195) heißt es: »the causal power of social forms is mediated through social agency«, so auch schon Roy Bhaskar (Bhaskar 2005: 44), Gert Albert (2005: 398) schreibt; »dass soziale Kausalität den Weg über menschliche Akteure gehen müsse« und bei Dave Elder-Vass (2007: 27) heißt es: »Emergence is thus taken to justify the central ontological claim of social realism: that social structures, although the product of human individuals, have causal powers of their own, which cannot be reduced to the powers of those individuals.«

Die Kritik des RI richtet sich in erster Linie gegen den Versuch, Abhängigkeit und Unabhängigkeit vom Individuellen gleichzeitig zu behaupten. Eine dualistische Position, welche die Soziologie vollständig von ihrer Bindung an Individuen befreite, wäre damit nicht getroffen – daher auch meine vorsichtigeren Einschätzung gegenüber der Systemtheorie (64ff.). Wie freilich die Geschichte nicht nur des holistischen Denkens (hiermit meine ich die Durkheim-Tradition, nicht die in der Philosophie geläufigere Auffassung des Holismus, die einen Gesamtzusammenhang in den Vordergrund stellt und an die Schützeichel anschließt) zeigt, hat die Soziologie sich immer bemüht, auch etwas über Individuen zu sagen – und zwar auch dann, wenn sie eine Autonomie des Sozialen behauptet. So stellen Individuen für Emile Durkheim beispielsweise nicht nur das Substrat der Gesellschaft dar, sondern werden auch durch Soziales geprägt, werden durch es erst zu wahren Menschen und unterliegen dem Zwang des Sozialen. Eine nicht-reduktionistische Auffassung der Soziologie muss also plausibel machen, wie all dies zusammengehen soll.

Emergenz und Reduktion

Ins Zentrum meiner Kritik habe ich daher zunächst eine Auseinandersetzung mit der Argumentationsfigur der Emergenz gestellt, welche R. Keith Sawyer im Anschluss an Durkheim völlig zu Recht als fundamentale Grundlage der Soziologie in Erinnerung gebracht hat (Sawyer 2001; 2002a; 2002b; 2003; 2005).

Schützeichel moniert, dass nicht klar wird, ob der von mir verteidigte Reduktionismus ontologisch oder epistemisch gemeint ist. Mir war nicht bewusst, dass dies unklar geblieben ist und ich nehme diese Kritik auf, um hier noch einmal kurz zu rekapitulieren, wie die entsprechende Haltung bestimmt ist. Pointiert vorweg: Sie ist sowohl ontologisch wie auch epistemisch gemeint. Die Prämisse meiner Kritik am nicht-reduktiven Individualismus, der sich an den nicht-reduktiven Physikalismus anschließt, ist, dass die ontologische ›Reduktion‹ als gegeben schon vorausgesetzt wird. So heißt es beispielsweise bei Ronald Jepperson und John W. Meyer (2011: 56):

»Of course all causal social processes work through the behaviors and ideas of individual persons – this ›ontological truism‹ [...] is a basic premise of all post-Hegelian naturalist social science. But this premise (sometimes called ›ontological individualism‹) in no way necessitates an explanatory (or ›methodological‹) individualism.«

Wenn wir also nicht dualistisch argumentieren wollen oder können, dann ist zu zeigen, wie auf der Basis einer ontologischen Einheitsbehauptung eine in epistemischer und methodischer Hinsicht dualistische Position gerechtfertigt werden kann. Gerechtfertigt wird dies in der philosophischen Diskussion durch die auch von Schützeichel angesprochene Unterscheidung von token- und type-Identität: Als token fallen mentale und physikalische, individuelle und soziale Ereignisse zusammen, sie können aber mittels Typen (z. B. mentale, physikalische, individuelle und soziale) beschreibbar sein, welche nicht aufeinander reduzierbar sind (vgl. auch 106f.). Die Idee einer Typen-Irreduzibilität wurde

in der entsprechenden Debatte im Wesentlichen durch Hilary Putnams (1975) und Jerry Fodors (1981) Überlegungen gestützt und ist bis heute der Hintergrund der Überzeugung, dass die Idee einer physikalistischen Einheitswissenschaft gescheitert ist. Der Grundgedanke ist, dass die Einzelwissenschaften Gesetze formulieren, die deswegen nicht auf Gesetze der Physik reduziert werden können, weil ganz unterschiedliche physikalische Basen denselben Gesetzen zugrunde liegen können. So könnte es sein, dass Marsmenschen Schmerz ganz anders realisieren als Erdenmenschen.

Reduktionskonzepte sind tatsächlich vielfältig. Den Referenzpunkt der Reduktionsvorstellung hat Ernest Nagel (1961) formuliert. Dabei wird ein Gesetz der zu reduzierenden Wissenschaft (z. B. $S_1X \rightarrow S_2X$) auf ein Gesetz der reduzierenden Wissenschaft zurückgeführt ($P_1X \rightarrow P_2X$). Diese Zurückführung geschieht mittels Brückengesetzen, welche die Begriffe der einen Theorie in die Begriffe der anderen Theorie übersetzen ($S_1X \leftrightarrow P_1X$ und $S_2X \leftrightarrow P_2X$). Dieses Modell wurde in vielerlei Weise kritisiert und variiert. Zunächst ist die Übersetzung einer Theorie in eine andere noch keine Reduktion – welches die reduzierte und welches die reduzierende Theorie ist, lässt sich im Falle reiner Übersetzung tatsächlich nicht sagen (102). Hier müssen Zusatzannahmen über die stärkere Erklärungskraft der einen Theorie hinzukommen. Zweitens erwies sich, dass in den klassischen Fällen der Reduktion (wie der Reduktion der Gesetze der Thermodynamik auf solche der statistischen Mechanik) Näherungsannahmen und korrigierende Annahmen im Spiel waren. Entsprechend schlugen Kenneth Schaffner und Clifford Hooker vor, davon auszugehen, dass keineswegs die ursprüngliche Theorie, sondern eine korrigierte Version (Schaffner) oder ein Abbild der Theorie (Hooker) der Reduktion zugrunde gelegt werden (Bickle 2003: 15ff.). Fodors Beobachtung über multiple Realisierung stellte die Annahme in Frage, dass es sich bei den Brückengesetzen um Bikonditionale handelt, wenn die Terme der ›höherstufigen‹ Theorie nicht notwendig in einem bestimmten physikalischen Zustand realisiert werden müssen. Tatsächlich bleibt in der Debatte umstritten, ob sich daraus eine radikale Kritik des Nagel-Modells ergibt oder nicht (vgl. zum Ganzen den hervorragenden Überblick von van Riel/Van Gulick 2016). Aus Fodors Sicht blieb die disjunktive Lösung ($S1X \leftrightarrow P11x$ oder $P12x \dots P1nX$) unbefriedigend, weil das reduzierte Gesetz seine Projektivität verliert. Zum einen ist aber unklar, ob das schon prinzipiell gegen Reduktion spricht (der Informationsgehalt des Gesetzes wird ja in anderer Hinsicht gesteigert), zum anderen ergibt sich Möglichkeit einer lokalen Identifikation – innerhalb einer spezifischen Domäne oder für eine bestimmte Spezies könnten durchaus Bikonditionale formulierbar sein. Das ist nun auch die Idee der funktionalen Reduktion (die mit dem soziologischen oder biologischen Funktionalismus aber nicht zu verwechseln ist). So lassen sich zum Beispiel die Vererbungsgesetze als höherstufige kausale Aussagen verstehen, welche aber für eine bestimmte Spezies mit der Realisierung in der DNA identifiziert werden (Kim 2005: 101).

Im Funktionalismus finden sich dabei in der Tat zwei Varianten in der Verhältnisbestimmung von kausaler/funktionaler Rolle und physikalischer Realisierung. In einer Variante (Rollenfunktionalismus, bei Fodor und Putnam) sind funktionale Eigenschaften Eigenschaften zweiter Ordnung, welche anzeigen, dass zugleich physikalische Realisierungseigenschaften existieren; im Realisierer-Funktionalismus ist die Rolle mit den physika-

lischen Eigenschaften identisch – wie bei Jaegwon Kim (Esfeld/Sachse 2010: 35). Michael Esfeld und Christian Sachse verweisen nun auf die Probleme beider Auffassungen. Der Rollenfunktionalismus könne zwar den Begriffen der Einzelwissenschaften Rechnung tragen, da aber die kausale Wirksamkeit den physikalischen Eigenschaften zugesprochen werde, laufe er auf einen Epiphänomenalismus zu (Esfeld/Sachse 2010: 27f.), der Realisierer-Funktionalismus hingegen könne nicht einmal der besonderen Rolle der einzelwissenschaftlichen Begriffe Rechnung tragen und sei folglich tendenziell eliminativ (Esfeld/Sachse 2010: 42). Esfeld und Sachse versuchen, diesem Dilemma dadurch zu entgehen, dass sie davon ausgehen, dass eine Reduktion nicht speziesspezifisch, sondern durch die Definition von Subtypen innerhalb der Einzelwissenschaften geleistet wird, welche mit physikalischen Typen koextensional seien (vgl. zusammenfassend insbesondere Esfeld/Sachse 2010: 217f.). Ich kann dies hier nicht ausführlich diskutieren, möchte aber auf einen entscheidenden Punkt eingehen, welcher für die Frage nach Reduktion im Ganzen bedeutsam ist. Für Esfeld und Sachse bleibt die Physik bei aller begrifflichen Eigenständigkeit der Einzelwissenschaften in bestimmter Weise die Basiswissenschaft. Zunächst ergibt sich dies aus der Realisierungsbeziehung und der Supervenienzthese: Alle Unterschiede in der Welt müssen zugleich physikalische Unterschiede sein (Esfeld/Sachse 2010: 19). Zwar heißt das nicht, dass alle Beschreibungen kausal relevanter Differenzen in der Sprache der Physik formulierbar sein müssen, aber sie können zweitens auch nicht systematisch im Widerspruch zu den physikalischen Gesetzen stehen. Vielmehr beruht der Beitrag der Einzelwissenschaften darauf, dass »bestimmte physikalische Unterschiede unter bestimmten Umweltbedingungen funktional nicht relevant sind« (Esfeld/Sachse 2010: 215). Ein prinzipieller Antireduktionismus lässt sich also aus den Gesetzen der Einzelwissenschaften auch nach Esfeld und Sachse (2010: 219) nicht ableiten. Zudem bleibt umstritten, ob es Esfeld und Sachse tatsächlich gelingt, dem von ihnen skizzierten Problem des Funktionalismus – dem prinzipiellen Epiphänomenalismus – zu entgehen, weil sich zwar Umweltunterschiede für bestimmte Wissenschaften als funktional unerheblich herausstellen können, aber offen bleibt, ob dies über eine pragmatische Restriktion hinausgehen kann (Hooker 2011). Ich erwähne dies auch deswegen, weil Schützeichel in diesem Ansatz eine Lösung sieht, die der Eigenkausalität der sozialen Konfigurationen Rechnung trägt.

Schützeichel (103) vermutet in meinem Vorschlag eine ontologisch gewendete Nagel-Reduktion. Drei Anmerkungen dazu: *Erstens* sind die Kritiken an Nagel natürlich berechtigt, welche einen korrigierenden Aspekt einbeziehen. So können sich mit einem Begriff verbundene Aspekte im Zuge einer Reduktion natürlich auch verlieren. An dieser Stelle ist zudem *zweitens* auf eine gewisse Ambivalenz des Emergenz-/Reduktionskomplexes hinzuweisen: Reduktion kann einerseits Theoriereduktion im Sinne einer semantischen Übertragung meinen, das hieße wie im Falle der Theoriereduktion, dass sich Beschreibungen in Begriffen der Chemie in Begriffe der Physik übersetzen lassen. Andererseits kann Reduktion auch Dekomposition meinen, die Zerlegung eines komplexen Gegenstandes in seine Bestandteile (Wimsatt 2006: 448). Obwohl sich beides analytisch trennen lässt, hat die epistemische Perspektive auf Gesetze natürlich auch Implikationen für die Ontologie (so auch schon bei Nagel, vgl. van Riel/Van Gulick 2016: Abschnitt

2.2.3). Übersetzung und ontologische Identitätsbehauptung schließen sich daher auch nicht aus. Schützeichel stellt die Frage, ob Mechanismen Alternativen darstellen würden (103)? Das hinge in der Tat vom Begriff der Mechanismen ab. Dass Komposition allein als Argument für Irreduzibilität zu verstehen ist, würde ich natürlich verneinen, da die Komposition von den Eigenschaften der Elemente abhängig ist (vgl. dazu auch unten). *Drittens* bin ich aufgrund der unten noch einmal zu diskutierenden Asymmetrieanahme zwischen der Reduktion des Mentalen auf das Physikalische und der des Sozialen auf das Mentale der Ansicht, dass der Reduktionsprozess vorrangig einer der semantischen Reduktion ist.² Die Reduktion erfolgt allerdings nicht auf strikte Gesetze, sondern auf Handlungserklärungen vom Typus der folk-psychology.

Kausalität und Ontologie

Kims Fundamentalkritik an der Emergenzthese (im Sinne starker Emergenz, also nicht-reduzierbarer höherstufiger Eigenschaften, die über ein eigenes kausales Profil verfügen) basiert auf einer nicht-unumstrittenen physikalistischen Grundthese, nämlich der Annahme, dass die Physik kausal geschlossen ist. Kausalität wird damit notwendig in der Mikro-Ebene des Physikalischen verankert. Man muss nun diese starke Lesart einer – mit Bongaerts gesprochen – Kausalontologie nicht teilen. Die Alternative wäre eine epistemische Fassung von Kausalität, die sich ontologisch gar nicht festlegt (Kirk 2013; Macdonald 2007). Selbst wenn man aber den strikten Physikalismus Kims nicht teilt, bleiben zwei Dinge: *Erstens* muss eine nicht-ontologische Auffassung von Kausalität auch konsequent nicht-ontologisch bleiben. Die Ontologie ist wie die Kausalität kein Fiaker, der beliebiges Zu- und Aussteigen zulässt. Wenn soziale ›Gesetze‹ nur epistemische Fakten sind, dann folgt daraus nichts über die ontologische Verfasstheit der Welt. *Zweitens* basiert Kims Kritik in diesem Sinne auf einem Hinweis auf die oben angesprochene innere Widersprüchlichkeit des nicht-reduktiven Physikalismus: Wie kann dieser einerseits behaupten, dass alle Ereignisse physikalisch realisiert sein müssen und andererseits, dass dies nicht zu der Annahme führt, dass allem die physikalischen Prozesse auf der ›Mikro-Ebene‹ zugrundeliegen? Genau dies lässt sich auf soziologische Theorien übertragen, wenn sie in analoger Weise argumentieren. Die These meines Buches ist daher basal, dass an eine große Reihe von soziologischen Theorien diese Frage gestellt werden kann und dass sie darauf keine hinreichend plausible Antwort geben können. Der Individualismus folgt dann *auch* aus den Prämissen der nicht-reduktiven individualistischen Theorien selbst. Wie die Debatte um die multiple Realisierung zeigt, folgt aus ihr allein zumindest kein Anti-Reduktionismus. Die Beschreibung auf einer ›höheren Ebene‹ schließt nicht notwendig ein, dass die Prozesse selbst auf ihr angesiedelt sind. Wenn beispielsweise so-

2 Diese Annahme ist in ähnlicher Weise früh schon von Hans J. Hummell und Karl-Dieter Opp formuliert worden. Die Reduktion der Soziologie auf die Psychologie geschehe auf der Basis definitiver cross-connection-laws, während die Reduktion der Psychologie auf biologische, chemikalische oder physikalische Gesetze mittels empirischer cross-connection-laws erfolge (Hummell/Opp 1971: 32).

ziale Desintegration multipel realisiert werden kann (in Familien, Gruppen oder Organisationen), dann folgt daraus nicht, dass sie jenseits der Individuen, welche sie realisieren, existieren oder wirken können (vgl. auch Greve 2013). Diese Wirkungsweise müsste ja dann darauf beruhen, dass eine unabhängige Existenz unterstellt wird, zumindest dann, wenn man davon ausgeht, dass etwas, um autonome Wirkungen zu produzieren, auch autonom existieren können muss. Diese Voraussetzung wird in der Regel nicht geprüft und daraus resultieren Unklarheiten im Strukturindividualismus oder Mehrebenenansätzen. Wenn zum Beispiel Jepperson und Meyer (2011: 61f.) in ihrem Plädoyer für Mehr-Ebenen-Erklärungen die Annahme machen, dass es oberhalb der individuellen Ebene kausale Prozesse gibt, die über sozial-organisatorische Arrangements laufen und die institutionelle Ebene betreffen, berufen sie sich auf eine Interpretation der Weber-These zum Protestantismus, der zufolge die Bedingungen der Haltungen der Protestanten in einer bereits zuvor schon erfolgten Rationalisierung der Kultur zu suchen seien. Schwerlich belegt aber diese (zumal nicht ausbuchstabierte) Beobachtung, dass es überindividuelle kausale Prozesse gibt. So folgt aus der Überlegung, dass die Bedingungen, unter denen ein bestimmter Verlauf zu beobachten ist, selbst durch diesen Verlauf nicht erklärt werden können, noch nicht, dass dieser Verlauf durch einen ganz anderen Typ von Erklärungen geschehen muss. Dass die asketischen Protestanten wirtschaftlichen Erfolg als Zeichen ihrer Erwähltheit betrachten, setzt natürlich die Existenz asketisch protestantischer Überzeugungen (Prädestinationslehre) voraus, es folgt aber nicht, dass eine individuelle Erklärung des Prädestinationsglaubens nicht möglich ist. Auch folgt nicht, dass die Prädestinationslehre auf einer anderen ›Ebene‹ existiert als die Wirtschaftsgesinnung, wie es bereits James S. Coleman (1994: 8) unterstellt.

Es gibt neben der multiplen Realisierung eine Reihe von weiteren Argumenten für Autonomie, die unterschiedlich überzeugend, aber nicht zwingend sind. Hierzu gehört die These, dass Individuen sich in einem Umfeld anderer Personen bewegen. Ebenfalls zentral ist die These eines immer schon vorauszusetzenden sozialen Kontexts (klassisch Mandelbaum 1955). Häufig findet sich auch der Rekurs auf nicht-intendierte Effekte. All diese Argumente leiden freilich darunter, dass sie mit der These vereinbar sind, dass die einzig relevanten Träger die Individuen sind. Nicht-intendierte Effekte treten so erst auf, wenn auf Handeln ein anderes Handeln folgt. Dieses ist natürlich von der zuvor vollzogenen Handlung unabhängig, bezeichnet aber keinen Ebenenwechsel: Wir haben es nach wie vor allein mit Individuen und ihren Handlungen zu tun (vgl. insbesondere Kap. 4).

Bongaerts meint, dass ich mich auf eine Kausalontologie einlasse, die dem Sinnge-schehen nicht gerecht werden kann. Wichtig ist mir, dass Sinn (verstanden als Intentionen, Überzeugungen, Motive) kausale Wirkungen haben kann. Dass Gründe Ursachen sein können, ist übrigens aus meiner Sicht für Weber zentral – Verstehen und »dadurch« (Weber 1980: 1) vollzogenes Erklären hängen also engstens zusammen.³ Damit ist Sinn noch nicht auf Kausalität reduziert, aber auch nicht als irreduzibel bestimmt. In der Tat besteht hier weiterer Klärungsbedarf, insbesondere hinsichtlich der Idee einer Akteur-kausalität (vgl. auch Greshoff 2016: 166).

3 Eine Verschiebung von Verstehen zu Erklären kann ich also nicht sehen (101).

Im Übrigen stimme ich mit Schützeichel überein, dass wir eine ›flache‹ Ontologie annehmen sollten. Dass ich selbst die Rede von ›Ebenen‹ verwende (103f.), ist allein dem kritisierten Diskurs geschuldet.

Die Asymmetriethese

Die Zurückweisung der Ebenenterminologie verweist auf ein weiteres zentrales Argument meiner Kritik, das zunächst quer zur These der inneren Widersprüchlichkeit des nicht-reduktiven Individualismus (in Analogie zum nicht-reduktiven Physikalismus) steht. Insofern hängt die Kritik am nicht-reduktiven Individualismus auch nicht allein an diesem Argument (vgl. 94f.). Im Gegensatz zur eben noch einmal skizzierten Argumentationsstruktur, die auf die innere Widersprüchlichkeit des nicht-reduktiven Physikalismus zugeschnitten ist, geht dieses Argument von Fodors Prämisse einer Unterschiedlichkeit der Vokabulare der Wissenschaften aus. Zu fragen ist, ob diese in der Soziologie überhaupt erfüllt ist? Das lässt sich nicht apriori entscheiden, aber plausibel machen. Zunächst gilt ja für viele Begriffe, dass sie einfache Aggregationen individueller Eigenschaften darstellen: Hierher gehören die vielfältigen Summen- und Quotenbegriffe, welche individuelle Merkmale erfassen. Eine Selbstmordrate beschreibt zunächst ja nur die Menge individueller Selbstmorde gemessen an einer Gesamtheit von Individuen. Nun sind es selbstredend nicht diese – in der Sprache der Emergenzdiskussion als resultant bezeichneten – ›höherstufigen‹ Eigenschaften, auf die sich die Vertreter einer nicht-reduktiven Position beziehen. Kandidaten hierfür sind neben dem Strukturbegriff (siehe auch unten) Begriffe, die sich auf soziale Gebilde wie Interaktionen, Gruppen, Organisationen oder Gesellschaften richten. Offensichtlich ist es in diesen Fällen keine einfache Aggregation individueller Eigenschaften, welche diese sozialen Gebilde bestimmt. Ob eine Reduktion möglich ist, führt hier auf die Frage nach der Reduzierbarkeit eines pluralen Subjekts. Die entsprechende Debatte kann ich hier nicht noch einmal aufnehmen (vgl. Kap. 8). Hingewiesen habe ich insbesondere auf die Arbeiten von Margaret Gilbert (1992: 164), die eine Analyse vornimmt, die meines Erachtens reduktiv verstanden werden kann:

»A participant in a shared action acts in his capacity as the member of a plural subject of the goal of the action. He will count as the member of such a plural subject when, at a minimum, and roughly, he and others have expressed to each other their willingness jointly to accept the goal in question now. They will then count as jointly accepting it, and hence as constituting the plural subject of that goal.«

Das plurale Subjekt besteht hier aus den Beitragsintentionen Einzelner. Der Konstitutionsbegriff meint also auch hier Identität – wenn auch eine, welche die Bezugnahme mehrerer aufeinander einschließt. Man kann das bezweifeln, wird aber meines Erachtens dann immer noch zu einem Zugeständnis gezwungen sein, nämlich dass die Existenz und Wirkungsmächtigkeit sozialer Gebilde (zumindest partiell) von den Deutungen Einzelner (Greshoff 2016: 166) (95f.) abhängen. Wenn, um das von Sawyer (2005: 68) bemühte Beispiel des Einflusses von Kirchen aufzunehmen, ganz unterschiedliche Kirchen

ähnliche Effekte auf die Mitglieder haben, so hängt dieser Einfluss immer auch daran, dass die entsprechenden Personen sich als Mitglieder wahrnehmen. Wenn man dies zugesteht, dann wird der Spielraum für die Annahme autonomer Wirkungen der sozialen Gebilde ganz deutlich verringert und damit ergibt sich für diejenigen, welche die subjektive Perspektive ernst nehmen und zugleich für nicht hinreichend halten, genau die Beweislast zu zeigen, wie soziale Gebilde Effekte produzieren können, ohne dass dies in den individuellen Intentionen realisiert wird. Dies erklärt m.E. auch, warum Praxistheorien partiell als Alternative zum Individualismus verstanden werden können, weil sie wesentlich davon ausgehen, dass z. B. Klassenstrukturen (so bei Pierre Bourdieu) Effekte besitzen, auch wenn die betroffenen Personen diese Effekte selbst nicht hervorbringen wollen. In welchem Maße dies tatsächlich eine Kritik des Individualismus beinhaltet, hängt natürlich davon ab, welche Anforderungen man an den Individualismus stellt. So bleibt die Habitustheorie von Bourdieu beispielsweise eine individualistische Theorie in dem Sinne, dass sich die Strukturen ja nur aus der Sicht derjenigen autonom reproduzieren, die nicht nachvollziehen, auf welche Weise sie selbst diese Strukturen hervorbringen. Ein stärkerer Begriff des Individualismus, dem ich hier folge, beinhaltet die Idee, dass solche unbewussten Modi der Reproduktion nur Grenzfälle eines Zustandes »kausaler Durchsichtigkeit« (Weiß 1994) für die Handelnden selbst darstellen. Aus einer Weberianischen Sicht ist dies für den Individualismus zentral, weil sie bestimmt ist von der Idee, dass Gründe Ursachen sind.

Die Plausibilität von Fodors Überlegungen hängt von der Idee autonomer Gesetze der Einzelwissenschaften ab, die durch eine begriffliche Inkommensurabilität zu anderen Terminologien gekennzeichnet sind. An dieser Stelle ergeben sich nun zwei Optionen: *Erstens* könnte man davon ausgehen, dass es autonome Gesetze (oder gesetzesähnliche Verallgemeinerungen, Kincaid 1996: 98ff.) der Soziologie gibt, für welche die Kenntnis der Zustände der Individuen irrelevant sind, so wie es für eine Formulierung von Annahmen über kognitive Dissonanz unerheblich ist, in welchem physikalischen Zustand sich Gehirne befinden, die diese Dissonanz erfahren oder auflösen. *Zweitens* lässt sich vorstellen, dass die Individuen immer noch eine Rolle spielen. Um das an Durkheim zu verdeutlichen: Er behauptet ja nicht nur, dass es autonome soziale Gesetze gibt, sondern auch, dass es wesentlich ist, dass Individuen durch Soziales geprägt werden und dies auf dem Wege des Zwangs. Damit lädt er sich aber zwangsläufig die Bürde auf, zeigen zu müssen, wie die Autonomie des Sozialen solchermaßen beschrieben werden kann, dass sie nicht einfach den Zwang durch andere Individuen meint. Erst wenn der Kapitalismus uns alle zwingt, uns in einer bestimmten Weise zu verhalten, die wir alle nicht gewollt haben, ist er ja tatsächlich eine autonome Schicksalsmacht geworden – solange sich aber zeigen lässt, dass es Individuen gibt, die ihn wollen und tragen, ist dies nicht gegeben. Kurzum: Während die erste Lesart epistemisch dualistisch bleiben kann, muss die zweite Lesart Autonomie behaupten und gleichzeitig zeigen, wie sich die Probleme der Abwärtskausalität lösen lassen, d.h., wie soziale Gebilde, obwohl sie in individuellen Zuständen realisiert sind, autonome kausale Wirkungen erzeugen können.

Dies lässt sich auch an einem Beispiel illustrieren, nämlich der Position von Gregory Currie. Ganz im Sinne von Schützeichel, wenn ich dessen Position richtig deute, argu-

mentiert Currie (1984: 349), dass das Soziale aufgrund seiner Abhängigkeit von der Realisierung in verschiedenen Personen nur global, nicht lokal auf Individuen superveniert:

»There is an undeniable sense in which such facts [nämlich soziale; J.G.] are holistically constituted. My becoming Prime Minister is not just a fact of what I think and do; it depends upon what others think and do as well. [...] If individual facts determine the social facts, they do so in a global rather than a local way. In other words, we need to formulate the thesis somewhat like this: (1) The totality of social facts is supervenient upon the totality of individual facts.«

Currie (1984: 356f.) meint nun, dass dies verträglich ist mit der Annahme, dass soziale Institutionen und Individuen unterschiedlich existieren und daher auch kausale Beziehungen denkbar sind. Kausale Effekte ließen sich dann an Effekten auf Individuen ablesen. Ontologisch ergibt sich dann das Problem, auf das Kim hingewiesen hat: Wenn eine Welt, in der eine bestimmte Institution einen Effekt hat, von einer Welt unterschieden ist, in der sie ihn nicht hat, und alle sozialen Fakten auf individuellen supervenieren, dann muss es auch einen Unterschied in den individuellen Eigenschaften geben – und was berechtigt uns dazu, den kausalen Effekt dann nicht auf die individuelle Differenz zuzurechnen? Aber auch epistemisch bereitet dieses Argument Probleme: Wenn soziale Fakten irreduzibel, weil holistisch global realisiert sind, wie lassen sie sich dann so identifizieren, dass sie überhaupt in kausale Erklärungen eingefügt werden können? Currie (1984: 357) sieht dieses Problem und antwortet: »Institutions are individuated, I suggest, by the effects they have on individuals.« Die Schwäche dieses Argumentes ist offensichtlich: Ohne die unabhängige Identifizierbarkeit möglicher Ursachen können Hypothesen über die Wirkung von Institutionen gar nicht getestet werden. Dass beispielsweise unterschiedliche Wohlstandsniveaus auf die Güte der jeweiligen Rechtsinstitutionen zurückgeführt werden können (Acemoglu et al. 2005), lässt sich ja nicht allein daran ablesen, dass die Wohlfahrtsniveaus in verschiedenen Ländern unterschiedlich sind. Die Institutionen müssen ja vielmehr unabhängig von ihren Effekten identifizierbar sein und dies gilt ja auch, wenn man zeigen möchte, wie soziale Institutionen Individuen prägen (vgl. zum Problem unabhängiger Identifikation jetzt auch Mitrovic 2016).

Relationen

Schützeichels (112f.) zentraler Einwand gegen meinen Vorschlag liegt aber in der Annahme, dass das Reduktionsverständnis, das ich vortrage, zwischen Supervenienz und Elimination schwankt, mich aber gleichzeitig dazu zwingt, eliminativ zu argumentieren. Das hängt für ihn zusammen mit seiner Diagnose, dass ich durch die Reduktion auf intrinsische Eigenschaften die Eigenart des Sozialen eliminiere, nämlich durch Relationen bestimmt zu sein.

Bevor ich mich der Frage nach den Relationen zuwende, möchte ich kurz ausführen, warum ich Schwierigkeiten habe, den Zusammenhang mit Supervenienz zu verstehen – auch wenn das alles vermutlich eine umfangreichere Ausarbeitung erforderte. Der Be-

griff der Supervenienz ist in der Debatte um Reduktion prominent geworden, weil der nicht-reduktive Physikalismus zeigen muss (s.o.), dass er mit dem Physikalismus vereinbar ist. Supervenienz liegt nach Donald Davidson (1980; 1993b), der die kanonische Formulierung eingeführt hat, vor, wenn für das Verhältnis supervenierender Eigenschaften zu ihrer Basis zweierlei gilt: erstens, dass zwei Ereignisse, die sich physikalisch nicht unterscheiden, sich auch hinsichtlich ihrer supervenierenden Eigenschaften nicht unterscheiden lassen, und zweitens, dass eine superveniente Eigenschaft sich nicht ändern kann, ohne dass sich zugleich die physikalischen Eigenschaften ändern. Diese Formulierung ist nun offensichtlich perfekt auf eine Konzeption zugeschnitten, welche multiple Realisierungen kennt: Schmerz kann demnach auf unterschiedlichen physikalischen Basen supervenieren. Während es lokal unterschiedliche Basen geben kann, heißt das aber dennoch stets auch, dass eine physikalische Basis bestehen muss. Sowenig also multiple Realisierung gegen Reduktion spricht (s.o.), sowenig spricht Supervenienz als solche gegen eine solche Möglichkeit. Es bedarf demnach zusätzlicher Argumente für Irreduzibilität.

Wie könnten diese aussehen und welchen Zusammenhang mit der Frage der Relationen könnte es geben? Man muss, wie auch Schützeichel sieht, ja stets beachten, dass zu fragen ist, worin die Reduktionsbasis besteht. In weiten Teilen der Supervenienzdebatte ist dies eben Physikalisches – das Reduktionsverhältnis besteht demnach zwischen zwei Typen (Mentalem und Physikalischem) –; wenn wir nun Relata hinzufügen, in welche Kategorie fallen sie dann?

Die Übertragung der Emergenz/Reduktions-Debatte in die Soziologie ist ganz wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass als Gegensatz zum Individualismus zwei Thesen formuliert werden können, nämlich, dass das Soziale nicht allein aus Individuen besteht oder nicht allein aus Individuen und ihren Relationen (Greve 2011a). Mit Mario Bunge gesprochen, haben wir drei Positionen: den Holismus, den Individualismus und den Systemismus als theoretische Grundoptionen. Der Systemismus geht im Gegensatz zum Holismus nicht zu davon aus, dass soziale Gebilde autonom sind, im Gegensatz zum Individualismus aber davon, dass soziale Gebilde nicht allein auf die Eigenschaften der Individuen reduziert werden können, sondern noch die Relationen hinzukommen (Bunge 1979). Nun hat die individualistische Tradition in der Regel die Relationen ebenfalls zur Reduktionsbasis gerechnet.⁴ Ähnliches hat Schützeichel im Sinn, wenn er einen relationalen Individualismus als Alternative zum RI formuliert. Zugleich ist dann aber sein eigener Vorschlag durch die Versuchung gekennzeichnet, daraus autonome Sozialität abzuleiten (siehe unten). Daraus ergeben sich zwei Fragen: *Erstens*: Ist der RI in problematischer Weise auf die Annahme allein intrinsischer Eigenschaften festgelegt? *Zweitens*: Ist die Alternative gangbar? Letzteres will ich später diskutieren.

4 So heißt es beispielsweise bei John W.N. Watkins (1957: 106): »but we shall not have arrived at rock-bottom explanations of such large-scale phenomena until we have deduced an account of them from statements about the dispositions, beliefs, resources, and inter-relations of individuals.«

Intrinsisch-Extrinsisch

Um die erste Frage zu beantworten: Ich sehe nicht, dass der RI darauf festgelegt ist, individuelle Eigenschaften allein als intrinsische aufzufassen. Natürlich ist die Eigenschaft von Helga, Mutter von Paula zu sein, eine Eigenschaft von Helga und sie ist davon abhängig, dass Paula existiert; es handelt sich demnach um eine extrinsische individuelle Eigenschaft von Helga. Vielen von Schützeichels als Einwänden formulierten Feststellungen kann ich daher auch nur zustimmen, so dem Befund, dass die »für das Gegenstandsfeld der Soziologie maßgeblichen Eigenschaften von Individuen [...] auf den Relationen dieser Individuen zu anderen Individuen« beruhen (108). Schützeichel erkennt dies an (109), meint aber dennoch, dass ich gezwungen bin, Relationen zu intrinsischen Eigenschaften zu machen (109). Wie kommt Schützeichel zu diesem Befund? Ich sehe zwei Gründe: *Erstens* meint Schützeichel, dass ich dem ontologischen Status der Relationen nicht Rechnung trage. Ich muss auch hier gestehen, dass ich Schwierigkeiten habe, den Gegensatz zu einem relationalen Individualismus zu sehen – denn Schützeichel stimmt meiner Kritik an Auffassungen, die von einer »relativen Autonomie« der Relationen« ausgehen, ja ausdrücklich zu (110). Nach wie vor scheint mir aber die einzige Möglichkeit, Relationen als Einwand gegen den RI zu verstehen, allein darin zu liegen, dass man bezweifelt, dass die Relationen allein durch die Eigenschaften der Individuen (im Plural) festgelegt werden. Wodurch aber dann? Helgas Eigenschaft, Mutter von Paula zu sein, besteht darin, dass es Paula gibt und beide Eigenschaften besitzen, die es erlauben, die Relation als Mutterschaft zu bezeichnen. Auch Schützeichel will ja, wenn ich das richtig verstehe, nicht behaupten, dass es Helga und Paula gibt und zu beiden dann die Relation Mutter-Tochter hinzutreten kann oder nicht. So hält er ja auch fest: »Relationen sind kein Drittes gegenüber den Relata, sondern die Art und Weise, wie Relata aufeinander bezogen sind« (109).

Aus dieser Formulierung lässt sich aber nun auch ein *zweiter* Grund ableiten, von dem ich vermute, dass er Schützeichels Einschätzung motiviert, wenn man ihn mit dem Befund zusammen liest, dass ich eine »rein kognitive« Perspektive auf den Sachverhalt der Relationen einnehme (109). Tatsächlich geht der RI ja davon aus, dass die zentrale Weise der Relationierung der Individuen in ihren mentalen Orientierungen liegt.⁵ Schützeichel liest dies als Zustimmung zu einer internalistischen Theorie des Geistes. Die Unterscheidungen zwischen intrinsisch und extrinsisch und diejenige zwischen Internalismus und Externalismus fallen zwar nicht zusammen, die Idee des Internalismus ist aber durchaus verwandt (Gertler 2012). Hier geht es in der Philosophie des Geistes vorrangig um die Frage, wie mentale Gehalte bestimmt werden. In der internalistischen Tradition durch Zustände des Gehirns oder des Bewusstseins⁶, in der externalistischen Tradition durch Zustände außerhalb (Lau/Deutsch 2014). Es gibt hier eine weitverzweigte Debatte und in der Tat ist es eine, die völlig zu Unrecht in der soziologischen Theoriediskussion

5 Ganz im Sinne Durkheims (1985: 46): »Das kollektive Leben besteht, wie das psychische Leben des Individuums, aus Vorstellungen.«

6 Bewusstsein muss dabei nicht physikalistisch verstanden werden (vgl. Gertler 2012: 60).

ignoriert wird – insofern ist der Hinweis von Schützeichel völlig berechtigt (vgl. auch Schützeichel 2012). Ähnlich wie im Falle der intrinsischen Eigenschaften bin ich freilich skeptisch, ob ich mich auf eine internalistische Position festlegen muss. Es fällt mir hier allerdings schwerer, überhaupt eine Position zu beziehen. Das verdankt sich schon der Vieldeutigkeit der Unterscheidung: Was ist die relevante Grenzbestimmung für interne Zustände? Ist der Externalismus ein physikalischer, ein semantischer oder ein sozialer? Welche Rolle spielen die kausalen Beziehungen zwischen Organismen und ihren Umwelten etc.? Hinzu kommt, dass Internalismus und Externalismus beide mit Schwierigkeiten verbunden sind, die es wenig attraktiv erscheinen lassen, sich der einen oder anderen Richtung umstandslos anzuschließen. Der Internalismus steht vor dem Problem des Skeptizismus: Wie lässt sich ein Zusammenhang zwischen den internen Gehalten und der Umwelt überhaupt beschreiben? Könnten beide nicht völlig unterschiedlich sein? Der Externalismus steht vor dem Problem, erstens das Privileg der ersten Person zu erklären (also die Unterstellung, dass im Normalfall die Handelnden einen besseren Zugang zu ihren eigenen Gedanken haben als andere Personen) (Davidson 1987), zweitens aber auch vor dem Problem, dass der Externalismus erklären muss, wie sich Personen über etwas in ihrer Umwelt überhaupt täuschen können, wenn alle inneren Zustände direkt durch äußere festgelegt werden würden. Diese Probleme hängen natürlich direkt mit dem Thema der Objektivität zusammen. Es ist aus meiner Sicht aber nicht erforderlich, die Fundierung in subjektiven Repräsentationen als Gegensatz gegen die These zu verstehen, dass sie durch Zustände der Umwelt bestimmt werden können. Ich will das kurz an einer Überlegung von Searle zu kollektiver Intentionalität verdeutlichen. Searle begründet seinen Individualismus durch die These, dass Menschen auch Gehirne im Tank (eine Idee von Putnam) sein könnten, d.h., ihr Handeln wird durch innere Zustände festgelegt, die keine notwendige Verbindung zu einer äußeren Realität besitzen müssen (Searle 2009: 107). Dieser Gedanke scheint mir wenig plausibel: Innere Zustände ergeben sich auch durch die Geschichte einer Interaktion mit der Umwelt (in diesem Sinne: Externalismus) und es ist fraglich, warum wir der skeptischen These überhaupt zustimmen müssen, dass sich Umweltrepräsentation und Umweltinteraktion in gänzlich inadäquaten Abbildungsbeziehungen befinden können (207f.). M.a.W.: Dass Helgas Verhalten Paula gegenüber durch ihre Einstellung zu Paula (einschließlich der Überzeugung, dass Paula ihre Tochter ist) festgelegt ist, schließt nicht aus, dass ihre Einstellung dadurch bestimmt wird, dass Paula ihre Tochter ist.

Objektivität

Bongaerts und Schützeichel meinen, dass ich durch den subjektiven Ausgangspunkt (bei den mentalen Zuständen von Individuen) die Objektivität des Sozialen notwendig verfehlen muss (110f.).⁷ Der RI leugnet aber überhaupt nicht, dass es im Sozialen Objektivität

7 Bongaerts Annahme (98), dass für Weber soziale Beziehungen auf regelmäßig erwartbaren Orientierungen beruhen, deutet in eine ähnliche Richtung. Selbst wenn Weber das so fassen würde (was

tät gibt. Um es noch einmal deutlich zu formulieren: Der RI geht davon aus, dass es Individuen und ihre mentalen Zustände gibt und dass für die Individuen die Zustände der anderen Individuen entsprechend eine objektive Realität darstellen.⁸ Das Spezifikum des Sozialen (im Gegensatz zum ›Natürlichen‹) besteht dann in der Orientierung der Individuen an diesen Zuständen.⁹ Bei Bongaerts (96) wird die Kategorie des objektiven Sinns bemüht:

»Wenn soziologisch von Emergenz sinnvoll gesprochen werden kann, dann in dem Verständnis, dass in der Koordination von Handeln und im kommunikativen Sinn geschehen Sinnzusammenhänge entstehen, die dahingehend Eigenschaften besitzen, die nicht auf die individuellen Akteure zu reduzieren sind, dass sie aus einer Beobachterperspektive mehr Sinn umfassen (Rhythmik) als in den Intentionen der Akteure repräsentiert ist.«

Ich würde nun zugestehen – siehe bereits oben –, dass ein solcher Sinnüberschuss den RI infrage stellt, wenn sich zeigt, dass er mit Effekten verbunden ist, der über die Orientierungen aller Individuen hinausgeht. Hier lägen dann in der Tat unabhängige Struktureffekte vor.

Häufiger wird ein solcher Anspruch in der Netzwerktheorie formuliert, aber auch Netzwerke bestehen aus Strukturen, von denen nicht zu sehen ist, wie sie unabhängig von orientierten Individuen beschrieben werden können und in der Lage sind, kausale Wirkungen zu erzeugen. Ich will das kurz an einem Beispiel illustrieren. In einer äußerst gelungenen Arbeit über die Netzwerkstrukturen in Florenz richten John F. Padgett und Christopher K. Ansell (1993) sich gegen zwei Annahmen: Erstens gehen sie nicht davon aus, dass primär die politischen Ambitionen der Medici ihr Handeln leiteten. Vielmehr sehen sie im Handeln der Medici, insbesondere bei Cosimo de Medici, etwas verkörpert, das sie als »robust action« bezeichnen, nämlich ein Handeln, das sich durch das Offenhalten von vielfältigen Optionen kennzeichnen lässt. Zweitens führen sie die politische Führungsrolle nicht auf die überlegene ökonomische Position der Medici zurück. Stattdessen steht im Zentrum ihrer Argumentation die Netzwerkstruktur der florentinischen Familien. Eine strukturell überlegene Position – so ihre These – ergibt sich zunächst aufgrund der Besetzung einer zentralen Position im Geflecht der ökonomischen Beziehungen und der Heiratsbeziehungen. Sie eröffnet dann Handlungsoptionen auch in politischer Hinsicht, ohne dass die vorteilhafte Position als solche intendiert gewesen ist noch als solche in politischer Absicht gestiftet. Auch zeigen sie, dass die – gemessen an den florentinischen Stadteilen – delokale Heiratspolitik der Medici die Folge einer Delokalisierung auch der Heiratspolitiken der anderen Familien darstellt. Als vorteilhaft erweist sich

ich der entsprechenden Passage in den Grundbegriffen nicht entnehmen kann), sehe ich noch nicht, warum sich diese Regelmäßigkeit nicht über individuelle Maximen erklären ließe.

8 Dies meinte ich im Übrigen auch mit der These der Unabhängigkeit der Handlungen anderer, die Greshoff (2016: 166) problematisiert – gemeint war nicht, dass die Handlungen der anderen keine Effekte haben.

9 »Social structures, unlike natural structures, do not exist independently of the agents' conceptions of what they are doing in their activity.« (Bhaskar 2005: 42)

dies für die Medici gleichwohl, weil die Heiratspolitik der anderen Familien mit der Vernachlässigung eines Stadtteils (Santo Spirito) einhergeht, wodurch sich ein strukturelles Loch ergibt. Dies führt zu einer vorteilhafteren Position, die sich dann politisch ›ausbeuten‹ lässt. Aber folgt daraus auch eine Kritik am individualistischen Programm? Padgett und Ansell legen dies an einigen Stellen nahe und zwar, indem sie das starke Rationalprogramm der Handlungserklärung angreifen. Erstens, die untersuchten Prozesse in Florenz beruhen nicht auf einer eindeutigen Interessenstruktur. Politische, ökonomische, prestigeorientierte, freundschaftsbasierte Interessen usw. lassen sich nicht auf eine Nutzendimension zurückführen. Zweitens fehlt eine übergreifende Strategie. So transformieren sich ökonomische in politische Chancen, ohne dass diese ökonomischen Strukturen als solche geplant waren noch ursprünglich als Instrumente für politische Interessen gesehen wurden. Strukturen öffnen so Chancen für Handeln, die dann selektiv genutzt werden können. Drittens ergeben sich diese Chancen als Folgen der Handlungen anderer. Drei Annahmen werden also zurückgewiesen: eindeutige Interessen, das Vorliegen weitblickender Handlungsstrategien und die unabhängige Gestaltbarkeit der Handlungsbedingungen.

Aber da der Individualismus nicht auf die Thesen festgelegt ist, dass Handlungsergebnisse als solche genau intendiert werden müssen (nicht-intendierte Effekte) oder dass sie die Folge weitreichender Handlungspläne sein müssen oder dass er nicht berücksichtigen kann, dass die Handlungen anderer die Handlungsbedingungen ändern können, zeigt die Existenz beispielsweise struktureller Löcher nicht, dass eine individualistische Erklärung scheitern muss oder dass Relationen oder ›objektive‹ Strukturen eine eigenständige kausale Kraft haben.

Um noch einmal zu wiederholen: Es reicht für eine an Strukturen orientierte Kritik des Individualismus nicht hin, dass es einzelne Personen gibt, die diese Strukturen nicht wahrnehmen – das geschieht natürlich permanent, die Folgen ergeben sich dann aber aus den Repräsentationen anderer. Wo ist das nicht der Fall? Hier kann man sicherlich an die Klasse von Erklärungen denken, die evolutionstheoretisch unterlegt werden, man denke z. B. an Jonathans Turners (2002) Arbeiten zur Entstehung von speziestypischer Muster von Autonomie und Bindung. Tatsächlich fordert dies eine individualistische Theorie heraus, aber selbst wenn man diese Fälle zugesteht, bleibt für die Kritik die Schwierigkeit, dies im Hinblick auf die Vielzahl von Fällen zu diskutieren, in denen die Relationen tatsächlich mental repräsentiert werden.

Individuum

Bei Schützeichel wird der Gedanke der Relationen verbunden mit einer These über die Konstitution von Individuen. Hier berühren sich Bongaerts und Schützeichels Ausführungen. Auch hier gibt es eine Reihe von theoretischen Angeboten, dies verständlich zu machen. Zum einen wäre an kommunalistische Interpretationen von Wittgensteins Regelargument zu denken (Kripke 1987) oder an Tyler Burges (1979) Begründung eines sozialen Externalismus. In beiden Fällen hängt der Anti-Individualismus an der Idee, dass

die Sprachgemeinschaft im Ganzen eine konstitutive Funktion erfüllt. Auch dies würde eine ausführlichere Debatte erfordern, den wesentlichen individualistischen Einwand gegen solche Argumente kann ich aber noch einmal wiederholen (174): Warum sollte der Sprachgemeinschaft eine höhere Kompetenz in der Beurteilung beispielsweise des angemessenen Sprachgebrauchs zukommen als den einzelnen Individuen, welche die Gemeinschaft bilden? Die zweite Strategie besteht im Rekurs auf Argumente des Mead-Typs: Basale Fähigkeiten des Individuums sind die Folge von Interaktionen. Hierher gehört dann auch das Triangulationsargument von Davidson (Davidson 1985; 1989; 1993a), auf das Schützeichel sich beruft. Mit dieser Strategie habe ich mich in meinem Buch ebenfalls nur knapp beschäftigt und darauf hingewiesen, dass sie ganz wie der Mead'sche Vorschlag vor dem Problem steht, zeigen zu müssen, wie Zirkularität vermieden werden kann. So könnte es sein, dass die Fähigkeit zur Perspektivübernahme evolutionär auf eine Phase der rein stimulusbezogenen Interaktion folgt, aber damit ist noch nicht gezeigt, dass diese Interaktion eine hinreichende Bedingung für das Entstehen der reflexiven Fähigkeiten ist (vgl. die sehr genaue Analyse von Ofner 2013). Plausibler scheint mir die Annahme, dass es sich um individuelle Fähigkeiten handelt, die – sobald sie einmal entstanden sind – komplexere Weisen der wechselseitigen Handlungsabstimmung zulassen. Ich will nicht beanspruchen, gezeigt zu haben, dass diese beiden anti-individualistischen Argumentationen notwendig scheitern, sondern allein, dass sie nicht zwingend, nicht unproblematisch und auch nicht so beschaffen sind, dass es nicht individualistische Alternativen gäbe.

Die dritte Argumentationsstrategie macht die Sozialisation stark. Dieser Linie folgt Bongaerts. Sozialisation ist ein nicht zu bezweifelndes Faktum. Auch hier fragt sich aber, warum es anti-individualistische Konsequenzen haben muss. Den grundlegenden Einwand habe ich bereits genannt: Wenn Individuen – auch das Sicht des RI – keine Monaden sind, sondern sich in Umwelten orientieren, dann folgt aus der Existenz anderer Individuen nicht die Existenz von Sozialität oder Gesellschaftlichkeit jenseits der Individuen – Sozialisierung wäre dann ein Prozess wechselseitigen Lernens zwischen Individuen. Ich verweise hier noch einmal auf die helllichtige Beobachtung Thomas Luckmanns (1992: 95):

»Wenn die Mitmenschen nicht in bestimmten Weisen handelten, wäre man nicht handlungsfähig, lernte keine Sprache, keine Gefühlskontrolle und Interessenabstimmung, keine Arbeit. [...] Nun sind aber die Handlungen dieser Mitmenschen selbstverständlich ihrerseits ebenso gesellschaftlich bedingt: die Voraussetzungen ihrer Handlungen sind die Handlungen *ihrer* Mitmenschen. Deren Handlungen sind selbstverständlich wiederum gesellschaftlich bedingt usw. So kommt es zu einem unendlichen Regreß.«

Natürlich privilegiert dies ontologisch Individuen und Bongaerts hat natürlich Recht, wenn er darauf hinweist, dass man angeben muss, was dieses Individuum ausmacht. Ich will daher eine Antwort geben (vgl. auch Greve 2011b). Individuen sind Organismen, die sich in ihrer Umwelt orientieren und ihre Umwelt gezielt zu beeinflussen versuchen (sie sind also zu so etwas wie Mittelgebrauch fähig). Dies ist keine exklusiv menschliche Ei-

genschaft, so sind auch viele Tiere zu einem intelligenten Mittelgebrauch fähig. Die humanspezifische Sozialität beruht hingegen darüber hinaus auf der Fähigkeit, andere und sich als intentionale Wesen zu verstehen und die Wechselseitigkeit dieser Fähigkeit zu erkennen – also in einem Modus doppelter Kontingenz zu existieren. Dies ist der Ausgangspunkt und diesen kann man natürlich sinnvoll auf seine Bedingungen hin untersuchen. Z. B. kann man fragen, wie die entsprechenden mentalen Repräsentationen neuronal verankert sind oder danach, ob sich evolutionäre Bedingungen für die Genese der entsprechenden Eigenschaften angeben lassen. Mir scheint nur – soviel auch noch einmal zur Rechtfertigung des Gedankens mentaler Emergenz – beides bei weitem nicht hinreichend ausgeführt, um diesen Ausgangspunkt auflösen zu können.

Rückfragen

Bongaerts drängt mich nicht nur, den Begriff des Individuums zu klären, aus seiner Sicht – und hier ähnelt sein Argument dem von Schützeichel – werden dessen zentrale Eigenschaften durch eine soziale Interaktion erst hervorgebracht (93). Wie genau dies sich aber vollziehen soll, muss auch gezeigt werden. Auf die Probleme der Mead-Argumentation hatte ich schon hingewiesen. Bei Bongaerts finden sich zwei weitere zentrale Kritiken. Erstens unterliege meine Argumentation einer problematischen Kausalontologie. Dazu habe ich oben bereits einiges angemerkt. Hier möchte ich nur noch das Folgende hinzufügen: In einer bestimmten Weise ist in der Tat in den Individuen schon alles angelegt (94), was aber nicht heißt, dass es nicht zu einer Entwicklung fähig ist, die in individuellen Termen beschreibbar ist.¹⁰ Bei Bongaerts (95) wird beides, die basale Fähigkeit zur Sozialität und die in der Interaktion verwendeten Sinnformen, durch den sozialen Prozess schon getragen:

»Die notwendig anzunehmende und irgendwann durch Partizipation an kommunikativem Geschehen angeeignete Sprechfähigkeit von Akteuren ist zwar individuell aufrufbar, sie ist aber nicht ihrem Sinngehalt nach individuell erzeugt, sondern verweist auf ein bestimmtes, kommunikatives Benehmen und dessen Medien, durch das die Akteure erst zu Akteuren werden.«

Neben der Frage nach der individuellen Infrastruktur verweist Bongaerts auf individuelle Übernahmen oder Zuschreibungen von Sinngehalten – hier werde Sinn vorausgesetzt und könne folglich nicht Resultat individueller Sinnerzeugung sein. Die Zuschreibungsdebatte will ich nicht noch einmal aufnehmen (insbesondere Kap. 7). In Bongaerts Einwänden findet sich daneben erstens der Verweis auf unbewusste Handlungsmotive und damit zusammenhängend den objektiven Sinn (96). Auf einen solchen verweist auch

10 »We should note in this connection that individualists need not endorse a fixed human nature or trans-social principles of human behavior, as holists often charge. Basic human traits and dispositions can vary according to context, even social context, as long as we can cash out the context in individualist terms.« (Kincaid 1996: 151)

Schützeichel, macht ihn aber abhängiger von einer triangulären Konstitutionsthese, während bei Bongaerts Sinn als Gehalt von Individuen als Träger (Aufrufenden) strikt unterschieden wird. Seine rhetorische Frage, wer Zurechnungsformen erschaffen hat (95f.), ist aber auch an ihn zu stellen. Wenn es nicht die Individuen sind, wer dann? Genau hier entsteht in Bongaerts Alternativvorschlag zudem eine Lücke: Sein Einwand, dass Sinngehalte nicht auf Individuen zu reduzieren sind, führt ja nur dann zu einer Irreduzibilität des Sozialen, wenn Sinn als Soziales verstanden wird. Diese Prämisse ist aber gar nicht selbstverständlich, wie man beispielsweise an Archers Perspektive auf Kultur sehen kann (Archer 1996).¹¹ Bongaerts recurriert hier am Anschluss an Karl Bühler auf das Konzept der gemeinsamen Steuerung, aber es bleibt unklar, ob diese Sinn produziert oder doch nur selbst wieder ein bloßer Träger von Sinn geschehen ist. Für Ersteres spricht im Übrigen, dass man sich schwer vorstellen kann, wie es zu einem gemeinsamen Steuerungsgeschehen kommen kann, ohne dass die in dieses Steuerungsgeschehen involvierten Personen dies zumindest in wesentlichen Teilen auf der Basis subjektiv gemeinten Sinns tun. Die Gefahr ist – und diese sehe ich ganz deutlich bei Bongaerts – diese Orientierungen selbst zu Epiphänomen eines ganz anderen Typs der Handlungserklärung zu machen, nämlich einer, in der die Individuen in gegebene Strukturen bloß einrücken. Und wie wird dies dann erklärt und welche Dynamik beschreibt dann den Strukturwandel? Sind diese Umstände einer Erklärung überhaupt zugänglich oder bloß zu konstatierende Fakten?

Schützeichels Position ist hier moderater: Sie würde ja immer noch eine individualistische Basis voraussetzen und das soziale Geschehen daran binden. Man muss an dieser Stelle eben bedenken – wie oben ja bereits angesprochen –, dass die Alternative zum RI sowohl in der Möglichkeit besteht, von einer breiteren Reduktionsbasis auszugehen (also Individuen + nicht subjektiv realisierte Relationen) oder von einem von der Basis unterscheidbaren Sozialen, das dann als solches kausale Wirkungen haben kann. So sprechen z. B. Archer und Pierpaolo Donati davon, dass die Relation eine Form erzeuge, welche »with its own properties and causal powers« versehen sei (Donati/Archer 2015: 28). Bei Elder-Vass (2010: 24), um ein weiteres Beispiel anzuführen, ist der Übergang zum Holismus ganz deutlich. Zunächst weist er auf die Bedeutung der Relationen hin, leitet dann aber aus ihnen eine Wirkung des sozialen Ganzen ab:

»This is the principle that *if* we explain a causal power in terms of (a) the parts of an entity *H*; plus (b) the relations between those parts that pertain only when they are organised into the form of an *H*; *then* because we have explained the power in terms of a combination – the parts and the relations – that exist only when an *H* exists, we have not eliminated *H* from our explanation. The entities that are *H*'s parts would not have this causal power if they were not organised into an *H*, hence it is a causal power of *H* and not of the parts.«

11 Vgl. auch die aufschlussreiche Debatte zwischen Elder-Vass und Archer, in der Elder-Vass Archer vorhält, die Autonomie des Kulturellen lasse sich nicht behaupten, da soziale Gruppen die Träger seien (Archer/Elder-Vass 2012). Interessanterweise geht Elder-Vass für soziale Gruppen aber durchaus von Emergenz gegenüber Individuen aus.

132 Forum: Grundriss einer integrativen Theorie der Gesellschaft II

Elder-Vass' Prinzip wurde vorgeworfen, leer zu sein (Wahlberg 2014), es ist aber zunächst auch nicht folgerichtig – denn dass es nicht die kausalen Kräfte der Teile, sondern des Ganzen sind, folgt nicht aus der Existenz von Relationen. Es folgt allein, dass die Teile *und* ihre Relationen die relevanten kausalen Kräfte ausmachen. Da Teile und Relationen mit dem Ganzen identisch sind, lässt sich die Kausalbehauptung auch für das Ganze aufrechterhalten, aber das belegt eben nicht, dass es eine ›eigene‹ Kausalität des Ganzen gibt, die sich von der Kausalität der Teile und ihrer Relationen unterscheiden lässt. Diese Ambivalenz findet sich auch bei Carl Gilletts (2006: 273f.) Interpretation von Samuel Alexanders Emergenzmodell, nach dem eine »higher level property [...] may be causally efficacious [...] through partially non-causally determining some of the powers contributed by its realizers.« Auch hier kann sich keine genuine Abwärtskausalität ergeben und zum anderen stellt sich immer die Frage nach der Zirkularität: Wenn die Elemente das Ganze oder höherstufige Phänomen realisieren, dann kann es keine Existenz des Ganzen geben, welche nicht durch die Elemente bestimmt ist.¹² Eine Frage an Schützeichels Gegenvorschlag wäre demnach, wieweit er bereit ist, die Autonomie der Formen von den sie realisierenden Individuen zu trennen? Die Rede von Relationen als Existenzweisen der Relata (109) scheint hier sehr schwach und ist mit dem RI verträglich, die Behauptung einer »relativen Autonomie der Orientierungen und Handlungen« (111) und auch der von kausalen Kräften eines »Holons« von Mentalem und Sozialem (113) deuten hingegen in die zweite Richtung.

Auch ist zu fragen, ob der relationale Individualismus von Schützeichel eine Ontologie zugrunde legt, welche eine andere Antwort auf die Frage nach der Objektivität höherstufiger sozialer Ordnungen geben kann. Schützeichel eigener, »externalistisch motivierter Vorschlag« (112) verdankt sich dem eben schon erwähnten Triangulationsargument von Davidson. Dieses soll begreiflich machen, dass die Fähigkeit zu eigenen Gedanken, der Bezug zu anderen Personen und zur objektiven Wirklichkeit nur gemeinsam auftreten können (Davidson 1993a: 80). Ich kann auf die Details nicht weiter eingehen (vgl. dazu 181ff.), aber auf eine Anschlussfrage verweisen: Angenommen es ließe sich zeigen, dass nur unter der Bedingung der Existenz einer zweiten Person Objektivität und nur unter der Bedingung der objektiven Wirklichkeit eigene subjektive Zustände denkbar sind, würde dadurch die Ontologie tatsächlich in einem Sinne erweitert, die über diejenige hinausgeht, die ich für den RI auch annehme?¹³ Inwiefern hätten wir damit eine Objektivität des Sozialen, die über die Anerkennung einer Existenz der Welt und der Existenz anderer Wesen hinausreicht?

12 Vgl. in diesem Zusammenhang auch den interessanten Vorschlag von Albert (2013), Emergenz auf der Ebene der Elemente zu verorten. Aus seiner Sicht ist dies immer noch ein anti-reduktionistisches Argument, was aber einer weiteren Debatte bedürfte.

13 Davidsons Form des sozialen Externalismus ist eine, die eben nicht von der Voraussetzung einer Sprachgemeinschaft ausgeht, wie bei Burge (1979).

Zusammenfassung

Bongaerts und Schützeichel haben wichtige Anfragen an das Programm des RI formuliert. Da sich Sozialtheorien immer auch in einem Raum der Gründe bewegen, in dem es stets offene Fragen geben wird, da jede Theorie von weiteren Voraussetzungen abhängt, ist eine Verständigung darüber mit einem Gewinn verbunden. Der RI ist ganz wesentlich durch den Gedanken motiviert, dass viele sozialtheoretische Ansätze durch eine grundlegende Spannung gekennzeichnet sind, nämlich die Behauptung enthalten, dass alles Soziale (oder sogar die soziale Kausalität) in Individuen realisiert sein muss, gleichzeitig aber eine Autonomie des Sozialen unterstellen, die es ermögliche, Individuen zu beeinflussen. Dieser Gedanke erfordert es, zeigen zu können, wie eine solche Autonomie beschaffen sein und wie sie mit dem Realisierungsvorbehalt in Einklang gebracht werden kann. Zentral ist daher die Auseinandersetzung mit der Emergenzfigur und dem Gedanken multipler Realisierung. Beides spricht allein noch nicht gegen einen Individualismus. Gezeigt werden muss vielmehr, dass multiple Realisierungen nicht nur begriffliche Verallgemeinerungen darstellen, sondern eigene Realitäten schaffen: Dass es verschiedene religiöse Gemeinschaften gibt, die sich als Kirchen verstehen lassen, heißt eben noch nicht, dass Kirchen als Kirchen ein ontologisches oder kausales Profil besitzen, das sie gegenüber den Gemeinschaften oder den Eigenschaften der Gläubigen autonom macht. Das von Fodor stark gemachte Argument der Heterogenität der Vokabulare verschiedener Wissenschaften ist aus meiner Sicht ebenfalls kein gutes Argument dafür, die Autonomie sozialer Gebilde zu begründen. Nicht nur werden soziale Gebilde in der Soziologie vielfach durch individuelle Eigenschaften definiert und identifiziert, sondern das Argument lebt ja auch von der Idee, dass die Referenz auf die Realisierungsbasis weitgehend uninformativ bleibt. Dies scheint aber für die Soziologie eine kaum zutreffende These zu sein – zumindest für eine breite Strömung innerhalb der phänomenologischen Tradition, aber auch innerhalb des Strukturindividualismus oder der Praxistheorien soll ja immer auch über die wechselseitige Prägung von Sozialem und Individuellem gesprochen werden –; dies wirft ja nicht nur die ontologische Frage nach der Existenz beider Relata auf, sondern erfordert auch ein Vokabular, welches über Individuen Aussagen treffen will. Am konsequentesten verfährt hier noch die Systemtheorie, wenn sie Individuen gar nicht mehr als leibhaftige Akteure verstehen will, sondern als Konstrukte der Kommunikation. In diesem Sinne wird das Asymmetrieargument von mir auch nicht extern an die Theoriedebatte herangetragen, sondern betrifft schon die Grundintentionen vieler sozialtheoretischer Positionen.

Gegen das Programm des RI würde es nun sprechen, wenn sich der basale Widerspruch im Programm des nicht-reduktiven Individualismus problemlos auflösen lassen würde oder wenn gezeigt werden kann, dass der RI selbst ein widersprüchliches Programm darstellt. Was Letzteres betrifft, so formulieren Schützeichel und Bongaerts zwei fundamentale Einwände. Schützeichel wirft mir ein widersprüchliches Reduktionsprogramm vor und Bongaerts einen Begriff des Individuums, der nicht gerechtfertigt ist. Zurecht weist Schützeichel darauf hin, dass der Reduktionsbegriff genauerer Ausarbeitung bedürfte, hinreichend deutlich dürfte aber – wie ich hoffe – geworden sein, dass das Re-

duktionsmodell davon ausgeht, dass Begriffe für soziale Gebilde sich in Begriffe übersetzen lassen, welche individuelle Eigenschaften beschreiben. Diese Übersetzung ist in einem bestimmten Sinne eliminativ, in anderer Hinsicht nicht. Sie eliminiert die Behauptung ontologischer Unabhängigkeit, nicht aber die Behauptung der Existenz: Weil die entsprechenden individuellen Eigenschaften bestehen, bestehen auch die sozialen Gebilde.

Der zweite Aspekt betrifft die Rolle der Relationen. Schützeichel hält mir vor, dass ich implizit einen Begriff des »zwischen« verwende und benötige, der zur offiziellen Fassung nicht passt. Diese offizielle Fassung begreift die Relationen als Orientierungskategorien. Wie ausgeführt, sehe ich nicht, dass dies widersprüchlich ist. Was ich sehr wohl anerkenne, ist, dass Befunde, die zeigen würden, wie in den Orientierungen unrepräsentierte Strukturen kausale Wirkungen haben, den RI in Frage stellen. Der Individualismus ist dabei meines Erachtens durchaus noch verträglich mit einem Modell, das auch unbewussten Orientierungen einen gewissen Spielraum lässt; es geht dann ja immer noch um die Orientierungen von Individuen, gleichzeitig drohen unerkannte Motive natürlich den Gedanken, dass Handlungsgründe zugleich Ursachen sind, zu unterminieren. »Zum Handeln ist nötig, daß, was der Handelnde tut, sich unter einer Beschreibung als beabsichtigt darstellt, und dazu ist nach meiner Auffassung wiederum erforderlich, daß dem Handelnden sein Tun unter einer Beschreibung bewußt ist« (Davidson 1990: 83).

Nichtindividuell repräsentierte kausale Wirkungen würden auch erklären, warum es eines Begriffs des objektiven Handlungssinns überhaupt bedürfte, wie Bongaerts und Schützeichel meinen, und sie würden auch begreiflich machen, warum beide davon ausgehen, dass der Handlungsbegriff zunächst vom Begriff des subjektiv gemeinten Sinns unterschieden werden kann und muss. Etwas, das ich – im Anschluss an Davidson – nicht tue.

Noch etwas möchte ich anmerken: Selbst wenn man nicht der Meinung ist, dass Soziales hinreichend über die relationalen Orientierungen von Individuen erfasst werden kann, so muss eine theoretische Alternative doch auch plausibel machen, welche Rolle diese für Sozialität spielen. Die bloße Umstellung auf eine Beobachtung von aneinander anschließenden Akten kann hier kaum eine Alternative sein. In diese Richtung droht Bongaerts praxistheoretische Alternative zu gehen, in eine Beschreibung eines Sinnprozesses, dessen Dynamik nicht von den sich orientierenden Individuen abhängen kann, wenn diese allein Träger, nie Urheber des produzierten Sinns sein könnten.

Hierin sehe ich, bei allem berechtigten Drängen auf eine Klärung des Begriffs des Individuums, auch das Problem des insbesondere von Bongaerts stark gemachten Einwandes gegen das Konzept des Individuums. Die These einer sozialen Konstitution des Individuums steht vor dem benannten Problem, Zirkularität vermeiden zu müssen: Wie lässt sich Sozialität als Bedingung der Individualität denken, ohne dass in die relevante soziale Struktur schon basale individuelle Fähigkeiten wie Intentionalität und Reflexivität integriert werden? Vor allem aber: Wie findet Steuerung des Benehmens denn ohne diese überhaupt statt? Man könnte natürlich schwächer argumentieren – so lese ich Schützeichels Triangulationsargument – und sagen, dass die Ausbildung dieser Fähigkeit von der Existenz intentionaler Wesen in der Umwelt abhängt. Ich habe Zweifel, ob das hinrei-

chend ist, denn ohne eine interne Entwicklungsdynamik können sich diese Eigenschaften auch in der geeignetsten Umwelt schwerlich entwickeln. Aber auch wenn man davon absieht, bleibt die Frage, wie sich auf dieser Basis autonome soziale Formen entwickeln können.

Literatur

- Acemoglu, Daron/Johnson, Simon/Robinson, James A. (2005): »Institutions as a Fundamental Cause of Long-Run Growth«. In: Aghion, Philippe/Durlauf, Steven N. (Hg.): *Handbook of Economic Growth. Volume 1A*. Amsterdam: Elsevier, S. 385-472.
- Albert, Gert (2005): »Moderater methodologischer Holismus. Eine weberianische Interpretation des Makro-Mikro-Makro-Modells«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57(3), S. 387-413.
- Albert, Gert (2013): »Figuration und Emergenz. Zur Ontologie und Methodologie des Ansatzes von Norbert Elias«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 65(2), S. 193-222.
- Archer, Margaret S. (1995): *Realist social theory: the morphogenetic approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Archer, Margaret S. (1996): *Culture and Agency*. Cambridge et al.: Cambridge University Press.
- Archer, Margaret S./Elder-Vass, Dave (2012): »Cultural System or norm circles? An exchange«. In: *European Journal of Social Theory* 15(1), S. 93-115.
- Bhaskar, Roy (2005): *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of the Contemporary Human Sciences*. London/New York: Routledge.
- Bickle, John (2003): *Philosophy and neuroscience. A ruthlessly reductive account*. Dordrecht: Kluwer.
- Bunge, Mario (1979): »A Systems Concept of Society: Beyond Individualism and Holism«. In: *Theory and Decision* 10(1), S. 13-30.
- Burge, Tyler (1979): »Individualism and the Mental«. In: *Midwest Studies In Philosophy* 4(1), S. 73-121.
- Coleman, James S. (1994): *Foundations of Social Theory*. Cambridge/London: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Currie, Gregory (1984): »Individualism and Global Supervenience«. In: *The British Journal for the Philosophy of Science* 35(4), S. 345-358.
- Davidson, Donald (1980): »Mental Events«. In: Ders.: *Essays on Actions and Events*. Oxford: Clarendon, S. 207-225.
- Davidson, Donald (1985): »Rational Animals«. In: LePore, Ernest/McLaughlin, Brian P. (Hg.): *Actions and Events. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford: Basil Blackwell, S. 473-480.
- Davidson, Donald (1987): »Knowing One's Own Mind«. In: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 60(3), S. 441-458.
- Davidson, Donald (1989): »The Conditions of Thought«. In: Brandl, Johannes/Gombocz, Wolfgang L. (Hg.): *The Mind of Donald Davidson*. Amsterdam: Rodopi, S. 193-200
- Davidson, Donald (1990): *Handlung und Ereignis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Davidson, Donald (1993a): »Subjektiv, Intersubjektiv, Objektiv«. In: Davidson, Donald/Fulda, Hans Friedrich (Hg.): *Dialektik und Dialog*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 64-94.
- Davidson, Donald (1993b): »Thinking Causes«. In: Heil, John/Mele, Alfred (Hg.): *Mental Causation*. Oxford: Clarendon Press, S. 3-17.
- Donati, Pierpaolo/Archer, Margaret S. (2015): *The Relational Subject*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Durkheim, Emile (1985): »Individuelle und kollektive Vorstellungen«. In: Ders.: *Soziologie und Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 45-83.
- Elder-Vass, Dave (2007): »For Emergence: Refining Archer's Account of Social Structure«. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 37(1), S. 25-44.

136 Forum: Grundriss einer integrativen Theorie der Gesellschaft II

- Elder-Vass, Dave (2010): *The Causal Power of Social Structures. Emergence, Structure and Agency*. Cambridge et al.: Cambridge University Press.
- Esfeld, Michael/Sachse, Christian (2010): *Kausale Strukturen. Einheit und Vielfalt in der Natur und den Naturwissenschaften*. Berlin: Suhrkamp.
- Fodor, Jerry (1981): »Special Sciences«. In: Ders.: *Representations*. Cambridge, Mass.: MIT Press, S. 127-145.
- Gertler, Brie (2012): »Understanding the internalism-externalism debate: What is the boundary of the thinker?« In: *Philosophical Perspectives* 26(1), S. 51-75.
- Gilbert, Margaret (1992): *On Social Facts*. Princeton: Princeton University Press.
- Gillett, Carl (2006): »Samuel Alexander's Emergentism: Or, Higher Causation for Physicalists«. In: *Synthese* 153(2), S. 261-296.
- Greshoff, Rainer (2016): »Greve, Jens: Reduktiver Individualismus«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 68(1), S. 164-167.
- Greve, Jens (2011a): »Culture and Interpretation. A comment on Elder-Vass: The Emergence of Culture«. In Albert, Gert/Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers. 50. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 364-377.
- Greve, Jens (2011b): »Menschliche Akteurschaft«. In Matsuzaki, Hironori/Lüdtke, Nico (Hg.): *Akteur – Individuum – Subjekt: Fragen zu ›Personalität‹ und ›Sozialität‹*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 221-237.
- Greve, Jens (2013): »Response to R. Keith Sawyer«. In: *Philosophy of the Social Sciences* 43(2), S. 246-256.
- Hooker, Cliff (2011): »Michael Esfeld and Christian Sachse, Conservative Reductionism«. *Notre Dame Philosophical Reviews* (2011.08.03). <https://ndpr.nd.edu/news/25426-conservative-reductionism/> (zuletzt aufgerufen am 24.05.2016).
- Hummell, Hans J./Opp, Karl-Dieter (1971): *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie. Eine These, ihr Test und ihre theoretische Bedeutung*. Braunschweig: Vieweg und Sohn.
- Jepperson, Ronald/Meyer, John W. (2011): »Multiple Levels of Analysis and the Limitations of Methodological Individualisms«. In: *Sociological Theory* 29(1), S. 54-73.
- Kim, Jaegwon (2005): *Physicalism, or Something Near Enough*. Princeton: Princeton University Press.
- Kincaid, Harold (1996): *Philosophical foundations of the social sciences. Analyzing controversies in social research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kirk, Robert (2013): *The Conceptual Link from Physical to Mental*. Oxford: Oxford University Press.
- Kripke, Saul A. (1987): *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lau, Joe/Deutsch, Max (2014): »Externalism About Mental Content«. <http://plato.stanford.edu/archives/sum2014/entries/content-externalism/> (zuletzt aufgerufen am 20.05.2016).
- Luckmann, Thomas (1992): *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin: de Gruyter.
- Macdonald, Graham (2007): »Emergence and Causal Powers«. In: *Erkenntnis* 67(2), S. 239-253.
- Mandelbaum, Maurice (1955): »Societal Facts«. In: *The British Journal of Sociology* 6(4), S. 305-317.
- Mitrovic, Branko (2016): »Is Multiple Realizability a Valid Argument against Methodological Individualism?« In: *Philosophy of the Social Sciences – online first*. <http://pos.sagepub.com/content/early/2016/04/22/0048393116643591.full.pdf+html> (zuletzt aufgerufen am 20.05.2016).
- Nagel, Ernest (1961): *The Structure of Science. Problems in the Logic of Scientific Explanation*. New York: Harcourt, Brace & World.
- Ofner, Franz (2013): »›Bewusstseinslücken‹ – Meads Konzeption der Genese des Selbst-Bewusstseins«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38(1 Supplement), S. 155-180.
- Padgett, John F./Ansell, Christopher K. (1993): »Robust action and the rise of the Medici, 1400-1434«. In: *American Journal of Sociology* 98(6), S. 1259-1319.
- Putnam, Hilary (1975): »The Nature of Mental States [urspr. Psychological Predicates]«. In: Ders.: *Mind, Language and Reality. Philosophical Papers, Volume 2*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 429-440.

- Sawyer, R. Keith (2001): »Emergence in Sociology: Contemporary philosophy of mind and some implications for sociological theory«. In: *American Journal of Sociology* 107(3), S. 551-585.
- Sawyer, R. Keith (2002a): »Durkheim's dilemma: Toward a sociology of emergence«. In: *Sociological Theory* 20(2), S. 227-247.
- Sawyer, R. Keith (2002b): »Nonreductive Individualism. Part I – Supervenience and Wild Disjunction«. In: *Philosophy of the Social Sciences* 32(4), S. 537-559.
- Sawyer, R. Keith (2003): »Nonreductive individualism, Part 2: Social causation«. In: *Philosophy of the Social Sciences* 33(2), S. 203-224.
- Sawyer, R. Keith (2005): *Social Emergence. Societies as Complex Systems*. New York: Cambridge University Press.
- Schützeichel, Rainer (2012): »Sozialer Externalismus und soziologische Theorie«. In: Renn, Joachim/ Ernst, Christoph/Isenböck, Peter (Hg.): *Konstruktion und Geltung: Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43-62.
- Searle, John R. (2009): »Kollektive Absichten und Handlungen«. In: Schmid, Hans Bernhard/Schweikard, David P. (Hg.): *Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 99-118.
- Turner, Jonathan (2002): *Face to Face. Toward a Sociological Theory of Interpersonal Behavior*. Stanford: Stanford University Press.
- van Riel, Raphael/Van Gulick, Robert (2016): »Scientific Reduction«. <http://plato.stanford.edu/archives/spr2016/entries/scientific-reduction/> (zuletzt aufgerufen am 20.05.2016).
- Wahlberg, Tobias Hansson (2014): »Elder-Vass on the Causal Power of Social Structures«. In: *Philosophy of the Social Sciences* 44(6), S. 774-791.
- Watkins, John W. N. (1957): »Historical Explanation in the Social Sciences«. In: *The British Journal for the Philosophy of Science* 8(30), S. 104-117.
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Weiß, Johannes (1994): »Kausale Durchsichtigkeit«. In Wagner, Gerhard/Zipprian, Heinz (Hg.): *Max Webers Wissenschaftslehre*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 507-526.
- Wimsatt, William C. (2006): »Reductionism and its heuristics: Making methodological reductionism honest«. In: *Synthese* 151(3), S. 445-475.

Anschrift:

PD Dr. Jens Greve
Breslauer Str. 51
69124 Heidelberg
jensgreve@gmx.de